

# Fenilleton.

## Der Abbau im Opernhaus.

Von Dr. Olga Kolnár.

Die Opernsaison ist gut abgelaufen, ließ aber einen Stachel der Ungewißheit zurück. Man ging auseinander mit der hangen Frage, was bringt nun der nächste Herbst? Wie wird sich Frau Musica dem kategorischen Imperativ der Sparsamkeit gegenüber verhalten? Denn ihr alter Kavaliere, der ungarische Staat, kann sie nicht mehr so reichlich sputen wie einst; auf die vom Herzen und von den Sinnen inspirierten Liebeslungen folgt jetzt die Geste der Vernunft. Und diese Geste ist nicht besonders verschwenderisch. Das müssen wir zugeben. Doch dem Gerücht, als ob die Angebote der Operndirektion alle Säfte des Personals in Aufruhr gebracht hätten, möchten wir doch nicht vollen Glauben schenken. Gerade in der verflossenen Saison zeigten unsere Sänger eine gesunde Schaffenskraft, die sich mit einer etwas krankhaften Nervosität in Sagenfragen nur schwer vereinbaren ließe.

Bei der Beurteilung dieses finanziellen Problems ist zu erwägen, daß der Theaterleitung eine Pauschalsumme zur Verfügung steht, die klug und gerecht aufgeteilt werden muß. Die Direktion kann nicht vom Einzelfall, vom Individuum ausgehen und zur Entlohnung des künstlerischen Spezialgewichtes aus der Staatskasse jedesmal den entsprechenden Gegenwert holen; sie kann nur Quoten, nicht Prämien auszahlen. Der Bankier des Instituts hält sich an das Gesamtbudget, genau wie auch auf künstlerischem Gebiet die meisten Mitglieder der Oper ihren richtigen Halt nur dadurch bekommen, daß sie sich zu einem guten Ensemble vereinigen. Das Wiener System, wonach man für Abende, an denen die

Protagonisten, die glänzendsten Organe und feinsten Techniker des Theaters auf der Bühne paradiere, höhere Eintrittspreise fordert, wäre hier kaum durchführbar. Freilich, in der vorigen Saison hat jedes einzelne Auftreten der Frau Marie Németh ein ausverkauftes Haus bedeutet. Eine ähnliche Sonderattraktion steht uns in nächster Zeit nicht bevor. Zum Glück aber können wir auf die schöpferische Arbeit einzelner Sänger vertrauensvoll rechnen. Wer denkt nicht dankerfüllt an die Anna Karénina der Medek, an den Parsifal des Herrn Székelyhidu, an die Kundry der Haselbeck? Der laute Ruf solcher Leistungen nach restloser Anerkennung muß aus dem Widerstreit der künstlerischen Kräfte und ökonomischen Gebote siegreich hervorgehen. Höchstwerten gegenüber soll die Direktion, ohne die von der finanziellen Lage gezogene Grenze zu überschreiten, immer Noblesse zeigen und die Reibungsflächen abschleifen.

Ueberdies muß sich das Opernhaus ohne Kargen und Knauern nach einer neuen führenden Kraft umschauen. Nach einem führenden musikalischen Geist. Um so eher, da doch neuestens an der Spitze des Theaters als Direktor Herr Ladislaus Márkus steht, bisher erster Regisseur, also kein Ton-, sondern Raumkünstler. Es ist ganz fesselnd, in Paul Stefans Buch über „Die Wiener Staatsoper“ nachzulesen, wie sich jene Perioden der österreichischen Hofbühne gestalteten, als dort Nichtmusiker das Steuer führten. Stefan nennt das Regime Franz Jauners, obgleich dieser Theatermann sich für das Dirigentenpult einen Hans Richter zu sichern wußte, „die Zeit des Betriebs“. Und in ähnlicher Weise bezeichnet er den zum Direktor beförderten Spielleiter Hans Gregor als „Unternehmer“, unter dessen Herrschaft „Text- und nicht Musikregie gemacht wird, Bruno Walter scheidet und Schall jede Lust verliert“. Wir können dem Wissen des Herrn Márkus nach der illusions- und stimmungsreichen Einstellung der Poldinischen Oper „Hochzeit im Fasching“ und nach seinem

„Parsifal“ gewiß ohne Pessimismus entgegensehen. Doch er braucht neben sich noch einen mit Richter und Schall blutsverwandten Stilisten, der im Kapellmeisterstuhl die andere treibende Gewalt vertritt, das Haus mit musikalischer Luft erfüllt, die Reime, die unsere Anfänger in der Kehle tragen, zu entwickeln versteht, die reiferen Blüten der Sänger und Instrumentalisten aber zusammensetzt und zu höchster Synthese führt. Namentlich die jungen Stimmbänder haben derzeit keinen Hüter. Hier fehlt vonseiten der Direktion jede Zielsetzung. In den letzten Jahren haben sich auf den Brettern der königlichen Oper und des Stadttheaters vier entschieden dramatisch gebaute — gesangspädagogisch allerdings nicht gehörig fundierte — Soprane zum Schaden ihrer einst glücklichen Besitzer und zum Schaden des Theaters fast völlig entlaubt. Wie klingen jetzt diese Stimmen? Die eine preßt, in der zweiten rasseln Nebengeräusche mit, die dritte ist hölzern und holperig geworden, die vierte hat nur ein paar hohe Töne behalten. Einmal waren sie Promessen. Und so ist es uns um die jüngsten Novizen, die erst im Herbst ihre Bühnenlaufbahn antreten, schon ziemlich bange. Aber auch über diese erzieherischen Fragen hinaus sehnen wir uns nach einem Denker, Empfinder und Virtuosen, der mit dem Dirigentenstab in der Hand alles Klangleiche in ideale Bahnen zwänge. Stefan Kerners schonungsbedürftiger Organismus darf mit einem solchen Aufgabenkomplex nicht überbürdet werden. Unser Generalmusikdirektor gab im „Parsifal“ und vorher in Poldinis musikalischem Lustspiel das Beste seiner Gefühlslatur und seiner technischen Meisterschaft. Wer hätte diese Stücke nobler einstudieren können? Erschöpft durch die unzähligen und mit höchster Sorgfalt geleiteten Proben, mußte er schon nach der Premiere des Wagnerischen Festspiels den Laßtstod Herrn Littel abtreten. Eben wegen der einzigartig werthvollen Dienste, die er dem Institut leistet, muß man auf sein Phisikum Rücksicht nehmen.

Die Opern, in denen Kerners Qualitäten wieder einmal glänzten, „Parfifal“ und „Farsangi lakodalom“, waren die zwei musikdramatischen Ereignisse der Saison. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich nun heraus, wie viel befehlte Künstler wir haben. Denn auch als Wagners Werk in der zweiten Besetzung erschien, stob aus allen Ecken der Bühne heilige Glut. Polbinis Opera buffa war ein reizvoll naives Sichbeugen über die ungarische Scholle, das Sicheln, Binden und Ernten einer anmutigen Phantasie. Sie hatte das Glück, daß ihr auch auf kleinen Seitenlinien solche Künstler beistanden, wie Marie Basilides, Gitta Galák, Szende und Szemere. Ein Wink für die Theaterleitung. Zuweilen müssen auch für bescheidenere Partien die Tüchtigsten herangezogen werden, wie es auf ausländischen Bühnen längst Sitte geworden. Damit wäre auch eine bessere Ausnützung des Personals verbunden und die Möglichkeit gegeben, das Institut und das Budget von einer Reihe überflüssiger Mitglieder zu entlasten.

Das dritte große Ereignis der Saison, wovon das Blut der Hörer aufschäumte, heißt Marie Rémeth. Kritik und Publikum haben dieses Gesangsphänomen richtig erkannt; jetzt streiten sich um die Diva die ersten Bühnen der Welt, und wir stehen etwas entgöttert da... Es fehlt uns momentan der Glaube, daß dem Opernhause ein ähnliches Geschenk wieder einmal beschieden sein könnte. Zurzeit klaffen im Ensemble zwei bedenkliche Lücken. Wir vermiffen vor allem einen echten dramatischen Sopran, der berufen wäre, mit Frau Medei zu alternieren. Unsere hübschesten Diskante sind leider nur lyrische Stimmen und lodern nicht an Stellen, wo die Noten in heftigen Brand geraten. Viel schönes Material aber, das auf der Bühne die Melodien und beim Publikum die Herzen in Feuer und Flammen hätte setzen können, mußte, wie schon erwähnt, an der unzulänglichen „Schulung“ verbluten. Ober schmettert, ohne rosiges

Licht auszustrahlen. Und der Opernbesucher hegt noch einen zweiten Wunsch. Er trägt Verlangen nach einem süßen Bariton, der zum Brustton auch den Baßton hat, den wirklichen Schmelz. Auch dieses Organ will sich vorläufig nicht melden. In Ermangelung einer solchen schmeichlerisch emaillierten Stimme mußten in „Thais“ unsere Athanaels notgedrungen wie aus einem Brevier psalmodieren, weil sie eben Massenets schwärmerisch amourösen Ton nicht anschlagen konnten.

Folglich sollte um den Sopran- und Baritonsschlüssel herum manches eher zu- als abgebaut werden. Hingegen empfiehlt sich beim Stadttheater — ein Ueberabbau. Mit diesem Haus müßte die staatliche Administration endgültig brechen. Es erfüllt — trotz des löblichen Willens aller Beteiligten — gar keine Bestimmung; es ist weder andachtsvoll, noch amüfiant. Hätten wir einen Ueberfluß an guten Neuheiten und erfolgversprechenden Repriisen, an interessanten Regisseuren und Sängern, dann täte man recht, wenn man diese Verheißungen ans Lampenlicht brächte. Tatsächlich aber stehen auch der königlichen Oper nicht gar so viel anregende Menschen und Werke zur Verfügung. Die Rekruten hinwegwieder lernen im Stadttheater noch weniger als im Opernhause. Und woher soll man plötzlich Spiel- und Gesangsmeister nehmen, bei denen die Jungen wirklich etwas profitieren könnten? Nein, über den Leistungen auf dem Tisza-Kálmán-ter darf der Staat nicht länger sein Schild hängen lassen. Herr v. Wlassics muß endlich zur Einsicht kommen, daß jedes weitere Experimentieren unnütz sei und daß ihm hier keine Vorbeeren blühen. Mit dem Verzicht aufs Stadttheater könnte er einen Schönheitsfehler seines Regimes verschwinden machen. Das wäre für die Bilanz der staatlich verwalteten Kunstbetriebe ein finanzielles Gebot. Und noch mehr ein ästhetischer Gewinn.